

STEPHAN POROMBKA

Gemengelagen lesen. Plädoyer für einen kulturwissenschaftlichen Umgang mit Literaturkritik

Erschienen in: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge XV - 1/2005, S.109-121.

I. Vom amerikanischen Romancier und Literaturkritiker Dale Peck, bekannt für seine geradezu gewalttätigen Verrisse, wird kolportiert, dass er mehr als einmal von Schriftstellern attackiert worden ist:

Bei einem Restaurantbesuch hat ihm vor kurzem das zeitweise arg überschätzte, inzwischen vom Sinken seines Glückssterns auf die Erde zurückgeholte unartige Kind Nummer eins der schwarzen amerikanischen Identitäts- und Gegenwartsliteratur, Stanley Crouch, eine gesammelt und gedroht: „Wenn du noch mal so etwas über mich schreibst, wird es noch viel schlimmer.“¹

Die Anekdote ist interessant, weil sie die unzähligen anderen Anekdoten von der Rache des Autors variiert, der sich durch die Kritik im Allgemeinen misshandelt und durch bestimmte Kritiker im Besonderen verfolgt fühlt. Der *Tod eines Kritikers*, den Martin Walser in seinem gleichnamigen Roman 2002 inszeniert hat und der vom Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* Frank Schirrmacher zum Anlass für die Eröffnung einer (erneuten) Generalabrechnung mit dem Autor genutzt wurde, gibt dabei für die deutsche Literaturgeschichte den jüngsten Stoff her.² Diese Auseinandersetzung steht weit am Ende der Reihe, die mit Goethes „Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent“ eine Mottozeile bekommen hat, die sich laut Marcel Reich-Ranicki – dem in Walsers Roman fiktiv gemeuchelten Kritiker – „schon im vergangenen Jahrhundert außerordentlicher Beliebtheit“ erfreute, die „immer häufiger und mit beinahe wollüstiger Schadenfreude zitiert“ wurde und „nach wie vor zum Standardrepertoire deutscher Feuilletons“ gehört.³ Wie in der Anekdote über den amerikanischen Kritiker Dale Peck sitzt auch der Rezensent in Goethes Gedicht zu Tisch und stopft sich voll, während der Autor von außen an ihn herantritt und die eitle Völlerei und die unverschämte Mäkelei am Aufgetischten nicht fassen kann.

Die Supp' hätt können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firmer der Wein. –
Der Tausendsackerment!

Ich danke den mit einem „*“ gekennzeichneten Verlagen dafür, dass sie die genannten Publikationen für diesen Beitrag zur Verfügung gestellt haben.

- 1 Dietmar Dath: Moderner mosern. Dale Peck mischt die Literaturkritik auf – nicht nur in New York. In: FAZ v. 1.9.2004.
- 2 Frank Schirrmacher: Tod eines Kritikers. Der neue Roman von Martin Walser: Kein Vorabdruck in der F.A.Z. In: FAZ v. 29.5.2002.
- 3 Marcel Reich Ranicki: Johann Wolfgang von Goethe. Der Verächter der Kritik. In: Ders.: Die Anwälte der Literatur, München ²1994, S. 53.

Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent.⁴

Dass Goethe selbst, allein und im Bündnis mit Schiller, als schonungsloser Kritiker aufgetreten ist, dem dafür mehr als einmal der Tod an den Hals gewünscht wurde, macht klar: Ganz offensichtlich hat man es hier mit einer zuweilen aggressiven Gemengelage zu tun, in der Literaten und Kritiker im Namen der Werk- und Selbstgerechtigkeit unterwegs sind, aber eigene Ungerechtigkeiten gegenüber anderen billigend in Kauf nehmen oder gar für notwendig halten. Diese Gemengelage ergibt sich, auch das ist offensichtlich, an den Schnittstellen von Literatur und Journalismus, also an der Grenze zweier Systeme, die je für sich nach Gesetzmäßigkeiten funktionieren, die sich manchmal recht, meistens schlecht und ab und zu wohl nur mit Fäusten ineinander übersetzen oder wenigstens transparent machen lassen.

II. Gewalttätige Übergriffe von Autoren oder Kritikern auf Literaturwissenschaftler kommen so gut wie gar nicht vor. Oder sie werden nicht kolportiert. Aber vielleicht kommt das noch, ist doch das Interesse seitens der Literaturwissenschaft an der Literaturkritik gestiegen. Kann man, nachdem die Literaturkritik bis zum Ende der 60er Jahre eher verächtlich der Journaille und damit dem Gerede zugerechnet wurde, seither von einer kontinuierlich kritischen Auseinandersetzung sprechen, so kommt es – parallel zum Erfolg des *Literarischen Quartetts* im Fernsehen und parallel zum Boom des literarischen Feuilletons in den 90er Jahren, die unmittelbar mit dem Aufschwung der deutschsprachigen Literatur verbunden sind⁵ – zu verstärkten Unternehmungen, literaturkritische Exerzitien vor allem in die germanistischen Studiengänge zu integrieren. Stefan Neuhaus nennt in seiner jüngst erschienenen Einführung in die Literaturkritik den Bamberger Diplom-Studiengang *Literaturvermittlung*, den Marburger Ergänzungsstudiengang zur *Medienwissenschaft*, den Studienschwerpunkt *Literaturvermittlung in den Medien* an der Philipps-Universität Marburg und die „Organisationseinheit“ *Institut für deutsche Sprache, Literatur und Literaturkritik* an der Innsbrucker Leopold-Franzens-Universität.⁶ Sie folgen – wie die immer häufigeren Angebote an Kursen, Übungen und Vorlesungen zur Literaturkritik auch – der teils gefeierten, teils kritisierten Selbstverpflichtung der Geisteswissenschaften, die Ausbildung enger an die Praxis anzuschließen und so im Fach Germanistik zur „angewandten Literaturwissenschaft“ zu werden, um den Studierenden den Einstieg ins Berufsleben zu erleichtern.⁷

Nun ist der Feuilleton-Boom längst wieder vorüber, mehr noch: „[D]ie gegenwärtige ökonomische Krise der Zeitungen ist so gravierend, dass es Grund gibt, an ihrem Fortbestand in ihrer vertrauten Form zu zweifeln“, schreibt Thomas Steinfeld, leitender Redakteur des Feuilletons der *Süddeutschen Zeitung*, und sieht bei allem Niedergang vor allem das eigene Ressort bedroht.⁸ Und so bleibt die Frage, ob das Interesse an der Literaturkritik in der so genannten angewandten Literaturwissen-

4 Johann Wolfgang Goethe: „Da hatt’ ich einen Kerl zu Gast“. In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe, hrsg. von Erich Trunz, Bd. I, 13. Aufl. München 1982, S. 62.

5 So die These von Thomas Steinfeld: Einleitung. In: Th. Steinfeld (Hrsg.): Was vom Tage bleibt. Das Feuilleton und die Zukunft der kritischen Öffentlichkeit in Deutschland, Frankfurt a. M. 2004, S. 20.

6 Stefan Neuhaus: Literaturkritik. Eine Einführung, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2004, S. 173–178.*

7 Vgl. zuletzt die Debatte im Feuilleton der ZEIT, Nr. 18-21, 2004.

8 Wie Anm. 5.

schaft nicht wieder abnehmen wird, wenn die Absolventen nicht in die Redaktionen vermittelt werden können.

III. Der Germanist Heinrich Detering hat in dem von Thomas Steinfeld herausgegebenen Sammelband zur *Zukunft der kritischen Öffentlichkeit in Deutschland* mit drei Thesen skizziert, warum die Literaturwissenschaft weiterhin vom Feuilleton (und umgekehrt) profitieren kann, auch wenn es mit der Jobvermittlung nicht mehr richtig klappen mag: „[...] Literaturwissenschaft und literarisches Feuilleton haben gemeinsame Ursprünge; beide richten sich an mindestens zwei gemeinsame Lesergruppen; und beide sind wenn nicht aufeinander angewiesen, so doch seit langem einander und dem Leser nützlich.“⁹ Deterings Grundprinzip ist eines der ergänzenden und entlastenden Arbeitsteilung. Ist die Wissenschaft für ihn tendenziell eher esoterisch angelegt, also auf die zunehmende Spezialisierung von Themen, so ist das Feuilleton exoterisch ausgerichtet, als „Medium, das sich außerhalb des unmittelbaren Fachdiskurses“ bewegt, „ohne jedoch die Fühlung mit ihm zu verlieren“. Was in der Literaturwissenschaft an Komplexität gesteigert wird, das wird im literarischen Feuilleton wieder reduziert, um „Orientierung“ und „Übersicht“ zu bieten.¹⁰ Wer von den Germanisten für die Zeitung arbeitet, fungiert damit als eine Art Pressesprecher, der es der Öffentlichkeit einfacher und vielleicht auch unterhaltsamer macht, als es in Wirklichkeit ist. Im Feuilleton, so stellt Detering fest, ist Platz für den „großen Essay“ („Hölderlin-Forschung“, „Goethe- oder Thomas-Mann-Philologie“) für Debatten („Diskussionen um die unterschiedlichen Prinzipien der konkurrierenden Kafka- oder Kleist-Ausgaben“), und es liefert der Öffentlichkeit einen Überblick über Neuerscheinungen. Umgekehrt erarbeitet die Literaturwissenschaft ein verfeinertes Instrumentarium zur Interpretation, entlastet vom Aktualitätsdruck und schafft damit „einen historischen Resonanzraum und hält das literarische Gedächtnis wach“.¹¹

Solche Thesen sind nicht überraschend, sie sind in der Forschung immer wieder vertreten worden, wenn es darum ging, journalistische Schreibweisen nicht in Bausch und Bogen abzulehnen, sondern als praxisorientierten Teil oder als öffentlichkeitswirksamen Partner der eigenen Fachkultur und der Literaturgeschichte zu akzeptieren.¹² Was allerdings am Ende der 60er und zum Teil noch in den 70er Jah-

9 Heinrich Detering: Literarisches Feuilleton und Literaturwissenschaft. In: Th. Steinfeld (Hrsg.): Was vom Tage bleibt. Das Feuilleton und die Zukunft der kritischen Öffentlichkeit in Deutschland, Frankfurt a. M. 2004, S. 146.*

10 Ebenda, S. 147.

11 Ebenda, S. 148.

12 Vgl. Peter Gebhardt: Literarische Kritik, in: D. Hardt, P. Gebhardt (Hrsg.): Erkenntnis der Literatur. Theorien, Konzepte und Methoden der Literaturwissenschaft, Stuttgart 1982, S. 79–109; Thomas Anz: Literaturkritik und Literaturwissenschaft. Aufgaben und Möglichkeiten heutiger Literaturkritik, in: F. Ph. Ingold, W. Wunderlich (Hrsg.): Der Autor im Dialog. Beiträge zur Autorität und Autorschaft, St. Gallen 1995, S. 199–209; Wendelin Schmidt-Dengler: Literaturwissenschaft und Literaturkritik, in: W. Schmidt-Dengler, N. K. Streitler: Literaturkritik. Theorie und Praxis, Innsbruck, Wien 1999, S. 11–25.

ren politisch ausgelegt wurde,¹³ ist bei Detering nur noch als Schwundstufe zu verstehen: Weder lassen sich hier Literatur und Literaturwissenschaft mit der Aufgabe gesellschaftlicher Emanzipation auf- oder beladen, noch werden dem Feuilleton, der literarischen Öffentlichkeit, wirklich größere Einflussmöglichkeiten auf die Wissenschaft zugetraut. Vor allem werden die Chancen der arbeitsteiligen Beziehung zwischen beiden für die Zukunft von Detering eher pessimistisch beurteilt. Schuld ist auch hier der „ökonomische Schrumpfungsprozess“¹⁴, denn „wo der Platz wieder zur knappen Ressource wird, stehen auch der Rezension literarischer Texte und solche literaturwissenschaftlicher Arbeiten wieder in einem Konkurrenzverhältnis, das nicht ohne Rückwirkungen auf die Beziehungen der beiden Gegenstandsbereiche selbst bleiben wird – vom gegenläufigen Triumphzug der ‚Medien‘-Seiten ganz zu schweigen.“¹⁵

IV. So richtig und wichtig Deterings Thesen zur Zusammenarbeit von Feuilleton und Literaturwissenschaft auch sind – in solchen Sätzen, in denen die Ökonomie der Kulturzerstörung verdächtigt wird und die so offen abfällig auf die Ausbreitung der (elektronischen und digitalen) Medien und auf die Beschäftigung mit dieser Ausbreitung im Feuilleton antworten, steckt das grundsätzliche, einer guten Austauschbeziehung ganz und gar abträgliche Problem, das die Literaturwissenschaft mit der Literaturkritik und dem Feuilleton immer noch hat. Denn von beiden wird immer noch gefordert, dass sie sich grundsätzlich an die Regularien zu halten und mit den Themen auseinanderzusetzen haben, die in den germanistischen Zirkeln auf der Tagesordnung stehen oder dort zumindest stehen sollten. Der Kulturteil der Zeitung ist demnach nicht mehr als ein für die Öffentlichkeit zuständiges Presseamt, eine germanistische Flüstertüte. Wo er eigensinnig zu werden und das literaturwissenschaftliche Kerngeschäft zu kündigen droht, trifft ihn ausgerechnet jene kalte Verachtung, die doch eben noch ad acta gelegt werden sollte: „Ernst Osterkamp hat neulich angeregt, das Marbacher ‚Jahrbuch der Schiller-Gesellschaft‘ künftig wieder zum Zentralorgan zumindest der germanistischen Selbstverständigung zu machen. Vielleicht wäre das ja eine Lösung.“¹⁶

Wer die neue Einführung in die Literaturkritik von Stefan Neuhaus zur Hand nimmt, wird schnell an dieses Problem herangeführt. Wenn Neuhaus gleich in der Vorbemerkung erklärt, die eigene Darstellung müsse sich, „wie ein literaturkritischer Beitrag auch“, daran messen lassen, „welche Argumente sie bereithält und ob der Gebrauch, die Verknüpfung dieser Argumente stichhaltig ist“, was nur bei „größtmöglicher Transparenz der eigenen Voraussetzungen“ funktioniere, so zeigt er gleich zu Beginn, dass er der Literaturkritik etwas aufnötigt, was im Wissenschaftsbetrieb von großer Wichtigkeit sein mag. Was aber die Literaturkritik betrifft, so mögen die Argumente und ihr Gebrauch, die Stichhaltigkeit und die Transparenz – vorsichtig ausgedrückt – nicht unbedingt denselben Stellenwert haben.

Das weiß Neuhaus übrigens selbst, und so wirkt seine Einführung eher melancholisch, weil der Autor die fehlende Gesetzestreue und Redlichkeit der Kritiker thema-

13 Vgl. als immer noch lesbaren Standard der Zeit: Peter Glotz, Wolfgang R. Langenbucher: Der missachtete Leser. Zur Kritik der deutschen Presse, Köln, Berlin 1969.

14 Detering (wie Anm. 9), S. 148.

15 Ebenda, S. 149.

16 Ebenda.

tisiert, anstatt in die Funktionsweisen der Literaturkritik einzuführen. So skizziert er die Beiträge zur Debatte um Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt?*, um den Roman *Ein weites Feld* von Günter Grass und um Martin Walsers *Tod eines Kritikers* – und immer steht Neuhaus eher empört davor, wenn die Argumente schräg sind, wenn ihr Gebrauch aggressiv ist und weder von Stichhaltigkeit noch von Transparenz die Rede sein kann. „Tatsächlich gehen die meisten Rezensionen kaum auf den Text selbst ein“¹⁷, klagt er. Interpretationen sind ihm zu eindimensional und setzen „ihre eigene, negative Meinung absolut“, obwohl man „von einer Rezension erwarten können“ muss, „dass sie sich selbst und damit den Leser nicht bedingungslos auf eine Lesart verpflichtet“. Auch muss für Neuhaus, der sich auf Roland Barthes als Gewährsmann für eine die Komplexität des literarischen Textes bewahrende Kritik beruft,¹⁸ „die Frage erlaubt sein“, ob es „noch zeitgemäß“ ist, wenn der Kritiker zuspitzt. Besonders misslich ist da für den Wissenschaftler, wenn einer wie Marcel Reich-Ranicki Erfolg hat. Nicht nur hält Reich-Ranicki „Plädoyers gegen literarische Texte, ohne diese Plädoyers argumentativ zu untermauern“. Auch betonen seine Kritiken „stärker den Geltungsanspruch und enthalten kaum Relativierungen. Die Frage ist, ob Reich-Ranicki von seinen Lesern erwarten kann, dass sie seine Kritiken vor der Folie des in den Kritiken weder explizit noch implizit ausgesprochenen subjektiven Zugriffs und der Zeitbedingtheit lesen.“¹⁹ Das Fazit, das Neuhaus aus solchen literaturkritischen Fehlgriffen zieht, fällt geradezu rührend aus: „Die Beispiele sollen gezeigt haben, dass es in der literaturkritischen Behandlung literarischer Texte zu unüberbrückbaren Gegensätzen kommen kann. Die Gründe hierfür sind vielfältig, lassen sich doch alle zurückführen auf persönliche Überzeugungen, also subjektive Sichtweisen. Dass Literatur stets eine subjektive Angelegenheit ist, wird fast gar nicht reflektiert – ein solches Zugeständnis hätte den jeweiligen Streit beendet oder zumindest abgeschwächt.“²⁰

Dass aber ausgerechnet das nicht passiert, liegt auch für Neuhaus an den Möglichkeiten der elektronischen und digitalen Medien. Er fordert vom Kritiker, dass er sich „nicht selbst zu ernst“ nimmt, es soll ihm „um seinen Gegenstand und nicht [...] um das symbolische Kapital gehen, das er möglicherweise akkumulieren möchte“. Doch entdeckt er immer noch „Kritikerpersönlichkeiten [...], die in erster Linie sich selbst inszenieren. Die zunehmende Medialisierung der Literaturkritik, die Bevormundung des Zuschauers durch die Omnipotenz eines ins beste Licht gesetzten Literaturexperten von Fernsehgraden ist eine relativ neue Gefahr für die Sozialisation zum mündigen Leser, wobei die Chancen medialer Ausdifferenzierung im intelligenten Werben für das Buch und in der produktiven Koexistenz der Medien liegen.“²¹

V. Eine solche Polemik gegen Reich-Ranicki als „Literaturpapst“ ist mittlerweile genau so billig zu haben wie der „Büchernörgeli“, die Ranicki-Karikatur als Buch-

17 Neuhaus (wie Anm. 6), S. 113.

18 Neuhaus (wie Anm. 6), S. 82: „Spätestens seit Roland Barthes ist die theoretische Debatte allerdings so weit gediehen, dass eine Rechtfertigung dogmatischer Urteile nur noch unter Hinweis auf ihre größere Breitenwirkung möglich scheint.“

19 Neuhaus (wie Anm. 6), S. 71 f.

20 Ebenda, S. 129.

21 Ebenda, S. 168 f.

stütze, die das Cover der Einführung von Stefan Neuhaus schmückt.²² Und die Annahme, die zunehmende Medialisierung sei erst seit dem Fernsehen das Grundproblem der Literaturkritik, ist nicht nur billig, sie ist falsch.

Richtig ist dagegen *erstens*, dass die Literaturkritik seit dem Erfolg der literarischen Zeitschriften und seit der damit verbundenen Etablierung literarischer Öffentlichkeiten im 18. Jahrhundert, also genau genommen seit ihrer Entstehung, in der Kritik steht, Probleme mit der „zunehmenden Medialisierung“ zu haben. Formelhafter gesprochen: Das Rezensionswesen ist Teil von dem, was in dieser Zeit mit anderen Worten als „zunehmende Medialisierung“ begriffen wird. Mehr noch: Das Rezensionswesen treibt diese Medialisierung noch weiter voran.

Richtig ist *zweitens*, dass die Zeitschriften in kurzen Abständen und in großen Reichweiten operieren, was die Herausbildung von Positionen ermöglicht, die heute etwa für „Literaturpäpste“ ausgeschrieben werden. Gottsched, Lessing und Nicolai sind die ersten, die sich wegen ihres Einflusses, wegen ihrer Schlüsselpositionen im Meinungskampf feiern und schmähen lassen und an denen das Unbehagen mit der „zunehmenden Medialisierung“ im Ganzen abgearbeitet wird.

Richtig ist *drittens*, dass sich die literarischen Zeitschriften ähnlich wie die in Büchern publizierte Literatur nicht in Kaffeehäusern oder Gelehrtenzirkeln abgesondert vom Markt etablieren, sondern dass ihre Etablierung mit der Entwicklung eines Marktes für literarische Produkte und für die Debatten über literarische Produkte zusammenfällt. Das Rezensionswesen dient dabei, vielfach und lautstark beargwöhnt, der Reduktion der Marktkomplexität. Zugleich steigert sie die Komplexität, indem sie ihre eigenen Produkte auf den Markt bringt und dafür Aufmerksamkeit will und natürlich Geld. An beidem besonders interessiert sind jene Autoren, die sich auf diesem Markt behaupten wollen, um ihren Lebensunterhalt und um Ruhm und Respekt zu verdienen. Dass sie der Lohnschriftstellerei, der Tagelöhnerie und des Zirkulationsagententums verdächtigt werden (und in allen drei Sparten tatsächlich auch irgendwie tätig sind), kann nicht verwundern.²³

Richtig ist *viertens*, dass seither immer wieder das Argumentationsniveau der Literaturkritik beklagt und Stichhaltigkeit und Transparenz eingefordert werden, aber dass man sich nur selten daran hält. Interessanterweise etabliert sich zeitgleich mit der Literaturkritik der Klagediskurs, der gerade von jenen gern geführt wird, die schnell ausfallend werden. Jürgen Wilke hat in seiner Analyse der Zeitschriftenkultur des 18. Jahrhunderts festgestellt, dass „man sich in der Rezensionspraxis oft wenig oder gar nicht um solche theoretischen Postulate [kümmert], denen somit weithin ein illusorischer Charakter zukommt. Die großenteils beleidigend-polemischen Auseinandersetzungen zwischen Gottsched und den Schweizern Bod-

22 Vgl. Rudi Sopper: So einfach ist Bücher-Nörgeln. Wie werde ich Literaturpapst, Frankfurt am Main 1999; vgl. auch das die Autobiographie des Kritikers paraphrasierende Portrait von Thomas Anz: Marcel Reich-Ranicki, dtv, München 2004.*

23 Wolfgang Martens: Die Geburt des Journalisten in der Aufklärung, in: Wolfenbüttler Studien zur Aufklärung. Im Auftrage der Lessing-Akademie hrsg. von Günter Schulz, 1 (1974), S. 84–98; Jörg Requate: Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich, Göttingen 1995; Volker Stürzer: Journalismus und Literatur im frühen 18. Jahrhundert. Die literarischen Beiträge in Tatler, Spectator und den anderen Blättern der Zeit, Frankfurt a. M. 1988, S. 14–31.

mer und Breitingers mitsamt ihren jeweiligen Anhängern, aber auch die grobe Kritik Lessings an Gottsched zeigen, dass das so oft geforderte freundschaftliche Verhältnis zwischen Kritiker und Autor zuweilen kaum mehr war als ein unverbindlicher Topos ist, der lediglich der Selbststilisierung der Rezensenten dient.“²⁴ Gerade angesichts des enormen Zuwachses an Zeitungen, an Rezensenten und an Rezensionen kann es, so Wilke weiter, kaum überraschen, dass „literaturgeschichtlich bedeutsam gewordene Werke neben bloß damals aktuellen und heute verschollenen Titeln besprochen wurden“ oder „dass die Rezensionen keineswegs überwiegend jenen prinzipiellen Ansprüchen standhalten, wie sie in der gleichzeitigen Theorie der Kritik aufgestellt wurden“. Und er schließt daraus: „Über die Mängel der periodischen Literaturkritik kann man nur enttäuscht sein, wenn man ihre zeitgebundene Funktion unterbewertet und sie allzu sehr als Anlass grundsätzlicher poetologischer Klärung (miss)versteht.“²⁵

Richtig ist aber leider *fünftens*, dass sich die Literaturwissenschaft an solche Richtigstellungen und Warnungen nicht wirklich gehalten hat und stattdessen das Rezensionswesen an den mitgeführten Prinzipien misst,²⁶ als hätten diese Gesetzescharakter oder als ließe sich mit ihnen die Doppelzüngigkeit der Autoren nachweisen, die eben diese Prinzipien predigen, aber ihnen selbst nicht nachschreiben wollen.²⁷ So begibt man sich lieber auf die Suche nach normativen poetischen Klärungen, und man stellt von ‚Literaturkritik‘ auf ‚Ästhetik‘ und von da aus auf ‚Literarische Wertung‘ um und flüchtet ins Abstrakte und Prinzipielle, wo man es doch ganz offensichtlich mit einem System zu tun hat, das Prinzipien als Bestandteil eines Marketings einsetzt, das zur Durchsetzung und Etablierung auf einem unüberschaubar werdenden Markt notwendig wird.²⁸ Deshalb steht nicht die ‚Wahrheit‘ auf dem Programm der Literaturkritik, auch nicht ‚Gerechtigkeit‘, sondern ‚Distinktion‘ – wobei einzelne Autoren und ganze Gruppen seit dem 18. Jahrhundert ihr Ziel dadurch erreichen wollen, dass sie programmatisch behaupten, ‚wahrer‘ oder ‚gerechter‘ zu sein als die anderen.

Richtig ist *sechstens*, dass sich als Movens dieser Distinktionsversuche der Versuch erkennen lässt, mit einer Regulierung der Literaturkritik zwangsläufig zu einer einheitlichen Einschätzung und Bewertung literarischer Werke und vielleicht auch zu ihrer Verbesserung zu kommen. Als Telos aber erkennt man, wenn man die Perspektive wechselt, dass es hier um die Vorbereitung und die Sicherung von An-

24 Jürgen Wilke: *Literarische Zeitschriften des 18. Jahrhunderts (1688–1789)*. Teil I: Grundlegung, Stuttgart 1978, S. 81.

25 Ebenda, S. 90.

26 Der Titel des Sammelbandes der Beiträge einer DFG-Konferenz von 1989 *Literaturkritik – Anspruch und Wirklichkeit* trifft das im Kern (hrsg. v. Wilfried Barner, Stuttgart 1990).

27 Hieraus entsteht die Neigung von Literaturwissenschaftlern, die Geschichte der Literaturkritik mit Hilfe der Porträt- oder Zitatreihe großer Kritiker zu erzählen – also komplexe Zusammenhänge aufs Persönliche zu reduzieren und den jeweiligen Kritiker dann am Prinzipiellen zu messen. So z. B. Marcel Reich-Ranicki: *Die Anwälte der Literatur*, Anm. XX. Aber auch Stefan Neuhaus (wie Anm. 6), S. 36–82. Vgl. den bibliographischen Überblick in Wolfgang Albrecht: *Literaturkritik*, Stuttgart 2001, S.154–183.

28 Historisch pointiert und periodisiert hat diese Umstellung Niklas Luhmann: *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1995, S. 162 f.

schlusskommunikation geht, also ums Weiterreden und damit auch ums Weiterverkaufen. Diese potentielle Unendlichkeit der Literaturkritik – die eben auch der Tatsache geschuldet ist, dass Beobachter immer weiter beobachtet und auf ihre blinden Flecken hingewiesen werden können – wird erst von den Frühromantikern erkannt und zum Programm erhoben. Sie erklären die fortlaufende Kritik als notwendig dynamisierende Fortschritt des Kunstwerks.²⁹ Freilich ist diese romantische Unendlichkeit auch den Aufmerksamkeitsgesetzen der literarischen Öffentlichkeit unterworfen: Irgendwann wird es langweilig und man wechselt zum nächsten Thema und zur nächsten literarischen Mode, die dann zum Beispiel nicht mehr ‚Romantik‘ heißt.³⁰

VI. Von den noch viel turbulenteren Entwicklungen des 19. und 20. Jahrhunderts soll hier gar nicht erst die Rede sein, um erst einmal am Beispiel des Zeitalters der Aufklärung deutlich zu machen, dass es keinen reinen Ursprung der Literaturkritik und keine Zeit der Unschuld gegeben hat, an die man erinnern könnte, wenn man bei Kritikern Redlichkeit und Gerechtigkeit einklagt. Dass es trotzdem mehr oder weniger verdeckt angenommen wird, dafür ist vielleicht immer noch die so einflussreiche Studie zum Strukturwandel der Öffentlichkeit von Jürgen Habermas verantwortlich, in der das 18. Jahrhundert als kulturräsonnierendes beleuchtet, die darauf folgenden aber als kulturkonsumierend verdunkelt worden sind. Habermas selbst hat ja seine pessimistische Diagnose zur weiteren Entwicklung der Öffentlichkeit zurückge-

29 Wenn es in Schlegels berühmtem 117. *Lyceums*-Fragment heißt: „Poesie kann nur durch Poesie kritisiert werden“, dann steckt dahinter natürlich die Idee eines erst noch einzulösenden Programms – aber zugleich liegt dem die Erkenntnis zugrunde, dass die Kritik der Poesie grundsätzlich allein durchs Poetische hindurch absolviert werden kann. Denn es ist das Poetische, das der Sprache grundsätzlich innewohnt und sie strukturell definiert. Wenn deshalb eine Forderung im 117. *Lyceums*-Fragment steckt, dann ist es die, diese Grundsätzlichkeit in den Kritiken mitzureflektieren und Kritik durch diese Reflektion auf eine höhere Stufe zu heben und dabei immer bewusst zu halten, dass das letzte Wort und das letzte Urteil über ein poetisches Werk nicht gesprochen werden kann, sondern Anschlusskommunikation und das heißt: die Eigenbewegung der Sprache sichert. Vgl. dazu Novalis’ eben so berühmten *Monolog*, in dem er entfaltet, warum „das verächtliche Schwatzen die unendlich ernsthafte Seite der Sprache ist“. (Novalis Werke, hrsg. v. Gerhard Schulz, München ³1987, S. 426.) Führt man den *Monolog* mit dem 117. *Lyceums*-Fragment zusammen, so ließe sich zeigen, warum die Frühromantiker genau diese ernsthafte Seite auch am „verächtlichen“ Schwatzen der literarischen Öffentlichkeit erkennen – und warum sie nicht wollen, dass es beendet, sondern in seinen poetisch bedingten Gesetzmäßigkeiten poetisch reflektiert wird (was übrigens auch wiederum nichts anders als der Versuch ist, sich innerhalb der Gemengelage von anderen Kritikern zu unterscheiden...).

30 Dazu, immer noch lesenswert, Niklas Luhmann: Öffentliche Meinung, in: Niklas Luhmann: Soziologische Aufklärung Bd. 1: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme, Köln, Opladen 1974.

nommen. Was das 18. Jahrhundert betrifft, steht aber die Rücknahme der Idealisierung noch aus.³¹

Eine solche Rücknahme würde für die Forschung bedeuten: die Literaturkritik historisch nicht vornehmlich an Prinzipien zu messen, die den Eindruck machen, als wären sie immer schon da und auch in Zukunft gültig für die gute, die richtige und die gerechte Literaturkritik. Stattdessen versteht man diese Prinzipien als Teil einer Gemengelage, in die Literaturkritik seit ihrer Entstehung unauflöslich verstrickt ist und an der sie weiterstrickt. Wird die Geschichte der Literaturkritik bisher immer als Geschichte der Krise und des Mangels erzählt („Die Debatte um den Zustand der Kritik, das larmoyante Klagen über ihren Verfall ist wohl mindestens so alt wie die Kritik selbst“³²), so verdreht sie sich in dieser Perspektive in eine des diskursiven Überflusses. Gilt aus literaturwissenschaftlicher Sicht die Marktorientierung der Literaturkritik immer noch als Mangel und Makel, wie der Streit, die Polemik, die Ungerechtigkeit als Mangel und Makel gelten, und sind aus literaturwissenschaftlicher Sicht die guten Rezensionen immer nur Mangelware, nicht zuletzt, weil aus dieser Sicht ein Mangel an Maßstäben für die Maßstäbe besteht – so muss man es eben nur umdrehen: Dann steht nämlich jede einzelne Rezension inmitten eines Netzes von Verweisen auf den Markt, auf das Recht, auf die Politik (die man verstehen muss), inmitten eines Netzes von Verweisen auf andere Lektüren, Gerüchte, Skandale, Debatten, Rezensionen, Autoren, Gruppen, Programme, Bücher, Zeitschriften (die man auch verstehen muss), und nicht zuletzt stehen sie inmitten eines Netzes von Verweisen, in denen Normen, Regeln und Anweisungen auftauchen, befürwortet werden, negiert werden, ironisiert, verändert, neu kontextualisiert und operationalisiert. Auch diese Verweise muss man verstehen. Und wenn man das alles nicht ausschöpfen kann, weil es gar nicht auszuschöpfen ist, dann muss man wenigstens eines versuchen: einen Teil der Gemengelage lesbar zu machen, statt die Gemengelage erst zu ignorieren und sich dann über sie zu mokieren.

Auf diese Weise wird dann (erst einmal) nicht nach den primär literaturwissenschaftlichen Verfahrensregeln der Kritik gesucht. Aufzudecken wäre stattdessen ihr kulturjournalistisches Potential und ihre damit verbundenen „äußeren Funktionsbedingungen und inneren Spielregeln“³³: das *journalistische* Potential, weil es sich um eine dem Tagesgeschäft (oder Monatsgeschäft) verpflichtete, auf das Profil der jeweiligen Zeitung oder Zeitschrift ausgerichtete, vom Herausgeber oder Redakteur abgesegnete und im Kontext anderer zuvor erschienener oder parallel erscheinender

31 Jürgen Habermas: Vorwort zur Neuauflage 1990. In: Ders.: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1990, S. 11–50.

32 Wendelin Schmidt-Dengler, Nicole Katja Streitler: Ist die Literaturkritik eine aussterbende Art. Ein paar Bemerkungen im Voraus. In: Schmidt-Dengler, Streitler (wie Anm. 12), S. 7.

33 Peter Utz: Tanz auf den Rändern. Robert Walsers ‚Jetztzeitstil‘, Frankfurt a. M. 1988, S. 303. Rolf Lindner verweist auf den in den Kulturwissenschaften gebräuchlichen Begriff der „cultural conjunctures“, bei denen „soziale, kulturelle und biographische Komponenten auf eine zeitspezifische Weise zusammen treffen. Diese sichtbar zu machen und ihre Logik nachzuzeichnen ist Aufgabe der Feld-Analyse im Sinne einer Untersuchung kultureller Komplexe“. Rolf Lindner: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde II/2003, S. 184.

Artikel publizierte Textgattung handelt;³⁴ das *kulturjournalistische* Potential, weil die Literaturkritik nicht allein informiert, sondern weil sie ihren Gegenstand als Ausdruck oder Symptom eines kulturellen Verweisungszusammenhangs begreifen muss und diesen Zusammenhang durch Symptomatisierung selbst mitkonstruiert.³⁵ Kultur wird dabei nicht im engen Sinn verstanden als Kanon literarischer Texte, sondern als das, was in den literarischen Texten und durch sie hindurch thematisiert und in andere Verweisungszusammenhänge zurückgespiegelt wird. Damit werden die Literatur und die Literaturkritik selbst als ein Teil der Kultur verstanden. Nicht mehr und nicht weniger. Sie gelten dann nicht als wichtigster Orientierungspunkt kulturjournalistischer Unternehmungen mit literaturwissenschaftlichem Auftrag, sondern als verstrickter strickender Teil innerhalb von Verstrickungen, an denen auch an anderen Punkten in anderen Medien (und nicht zuletzt auf der ‚Medienseite‘ zwei Zeitungsseiten weiter) fortwährend weitergestrickt wird.³⁶

VII. Eine weitere Folge dieser Verschiebung des Blicks auf die kulturjournalistischen Kontexte – der ja letztlich nur den so genannten ‚cultural turn‘ der Literaturwissenschaft nun auch für die Beschäftigung mit der Literaturkritik einholt³⁷ – ist, dass man den Kulturteil der Zeitung nicht einfach ignoriert, sobald die Redakteure, Herausgeber oder Verleger den Platz für den Essay aus der Hölderlin-Forschung oder der Thomas-Mann-Philologie verkleinern oder anders belegen. Zwar ist das für die Literaturwissenschaft von Fall zu Fall ein tragischer Verlust. Aber ihre Fähigkeit, kulturjournalistische Entwicklungen als Gemengelagen zu beobachten, darf darunter nicht leiden.

Gerade erschienen sind zwei Sammelbände, die der Literaturwissenschaft eine von vielen Möglichkeiten öffnen, ihre Verbindung mit dem Feuilleton auch dann

34 Vgl. aus der Perspektive der Kommunikationswissenschaft die Skizze einer Strategientypologie Gernot Stegert: Feuilleton für alle, Tübingen 1999, S. 56–74.

35 Vgl. zu dieser Konstruktionsleistung des Journalismus: Rudi Renger: Populärer Journalismus. Bedeutungsproduktion und -rezeption zwischen Information und Unterhaltung, Konstanz 1999.

36 Diese Gemengelagen könnte man – wenn man sich von den literaturwissenschaftlichen Ansprüchen an die Kritik erst einmal losmacht – gut herausarbeiten an einer völlig neuen, mittlerweile äußerst einflussreichen Form der Literaturkritik – die Laienkritik in den Foren auf den Netzseiten der großen Online-Buchhandlungen. Vgl. hierzu den Artikel: Auf die Kritiker-Luder folgen die Web-Laien Erstmalig gibt buchreport einen Überblick über Rezensionenforen im Internet. Portale der Online-Kritik erreichen inzwischen mehr Leser als die Feuilletons. Doch Verlage haben das Potenzial der WWW-Literateure noch nicht erkannt. In: buchreport Juli 2004, S. 132–137.

37 Vgl. als wichtige Arbeiten, die in diese Richtung weisen: Moritz Baßler: Texturen; Peter Utz: Tanz auf den Rändern. Robert Walsers ‚Jetztzeitstil‘. Frankfurt a. M. 1988. Daniel Spitzers Spaziergänge. Liberales Feuilleton im Zeitungskontext, Frankfurt a. M. 1994; Kai Kauffmann: „Es ist nur ein Wien“. Stadtbeschreibung von Wien 1700 bis 1873. Geschichte eines literarischen Genres der Wiener Publizistik, Wien u. a. 1994. Vgl. auch das „pragmatische“ Programm der Feuilletonforschung von Kai Kauffmann: Zur derzeitigen Situation der Feuilletonforschung. In: K. Kauffmann, E. Schütz (Hrsg.): Die lange Geschichte der Kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung, Berlin 2000, S. 10–24.

nicht zu kündigen und ins *Schiller-Jahrbuch* auszuwandern, auch wenn dort keine Forschungen mehr zu Autor und Werk unterhaltsam aufbereitet werden können.³⁸ Beide Sammelbände sind Ergebnis interdisziplinärer Kooperationen von Literatur- mit Kommunikationswissenschaftlern, in beiden Sammelbänden wird die eigenartige Gemengelage zwischen Literatur und Journalismus erkundet. Erster Orientierungspunkt ist dabei die Systemtheorie, die gern die Zuständigkeitsbereiche klar trennt. Sie hat sowohl in der Journalistik und Kommunikationswissenschaft als auch in der Literaturwissenschaft ihren Platz im Methodenkanon längst erobert, lässt die Forscher in den Disziplinen aber vor allem dann zweifeln, wenn es um Grenzgebiete und Überschneidungen geht. So beklagt Bernhard Pörksen, Mitherausgeber des einen Bandes, dass „Systemtheoretiker im Gefolge Luhmanns in der Regel mit äußerst strikt gefassten Systemgrenzen“ arbeiten, „im wesentlichen Differenzen (und nicht Vermischungen, Überlappungen und Schnittmengen)“ konstatieren und „beispielsweise auf der Grundlage der Leitdifferenz Fakt/Fiktion die Systeme Literatur und Journalismus kategorial“ trennen.³⁹ Tatsächlich heißt es bei Bernd Blöbaum, dem Mitherausgeber des anderen Bandes: „Während Fakten der Rohstoff des Journalismus sind, ist die Erzeugung von Fiktionen die Grundlage der Literatur.“⁴⁰

Und schon gehen die Fragen los, die in beiden Bänden nicht einheitlich beantwortet werden, sondern selbst wieder Gemengelagen erzeugen, aus denen vor allem eins deutlich wird: Zwar werden mit Literatur und Journalismus Systeme ausdifferenziert, die je für sich nach eigenen Regeln funktionieren und für diese Regeln bestimmte Rollen ausbilden. Aber je genauer man hinschaut, umso schwieriger wird es zu entscheiden, ob diese Rollen und Regeln auch regel- und rollengerecht erfüllt werden. Irritationen und Grenzverletzungen scheinen dabei systematisch vorprogrammiert. So zeigen die Autoren, dass der literarische Journalismus nicht nur als der Anfangspunkt der Entwicklung (als „schriftstellender Journalismus“ des 18. Jahrhunderts⁴¹) und als ihr vorläufiger Endpunkt am Übergang vom 20. ins 21. Jahr-

38 Joan Kristin Bleicher, Bernhard Pörksen (Hrsg.): *Grenzgänger. Formen des New Journalism*, Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2004*; Bernd Blöbaum, Stefan Neuhaus (Hrsg.): *Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien*, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 2003*. In diesem Sammelband wiederholt Neuhaus seine Forderungen nach Transparenz und Stichhaltigkeit, die zusammen den aufklärerischen Auftrag der Literaturkritik einlösen sollen. Stefan Neuhaus: *Vom Sinn und Unsinn der Literaturkritik. Mit einigen grundsätzlichen Überlegungen zum Verhältnis von Literatur und Journalismus*. In: Ebenda, S. 53–72.

39 Bernhard Pörksen: *Das Problem der Grenze*. In: Bleicher, Pörksen (wie Anm. 38), S. 24.

40 Bernd Blöbaum: *Literatur und Journalismus*. In: Blöbaum, Neuhaus (wie Anm. 38), S. 29.

41 Vgl. Wilke (wie Anm. 24), S. 72: „[...] bringt das 18. Jahrhundert den Typ des publizistisch-schriftstellerischen Journalisten hervor, der weniger der Tatsachenberichterstattung als durch kritisch-räsonierende Abhandlungen über literarische, philosophische, pädagogische, ästhetische oder politische Themen an der öffentlichen Meinungsbildung teilhaben will.“ Vgl. die übersichtliche Periodisierung bei Heinz Pürer, Johannes Raab: *Zur Berufsgeschichte des Journalismus*. In: I. Neverla, E. Grittmann, M. Pater (Hrsg.): *Grundlagentexte der Journalistik*, Konstanz 2002, S. 408–416. Aus den besprochenen Bänden vgl.: Michael Meyer: *De-*

hundert gelten muss (mit der Tendenz zur „Flexibilisierung der Formen“ und der Hochkonjunktur von „Hybridformen aus primär informierenden, primär kommentierenden und vor allem primär unterhaltenden Elementen“⁴²). Vor allem erscheint der Kulturjournalismus, insofern er durch seine Gegenstände Kultur in weitesten Sinn beobachtet und interpretiert, als eine Schnittmenge, die sich seit dem 18. Jahrhundert gegen alle Trennungsszenarien und Rollenzuweisungen resistent verhalten hat. Denn hier vermischen sich journalistische und literarische Schreibweisen zu Texten, mit denen die Gegenwart als Gemengelage analysiert wird. Gerade über diese Verbindung von Journalismus und Literatur erweisen sich Kulturjournalisten als kreative „Agenten der Gelegenheitsvernunft“, wie sie vor einiger Zeit Helmut F. Spinner in einem wegweisenden, aber von der Forschung fast gänzlich ignorierten Artikel zur Wissenschaftlichkeit des Journalismus genannt hat.⁴³

Man muss nur den Schritt weitergehen, der vor allem im Sammelband von Bernhard Pörksen und Joan Kristin Bleicher nahegelegt, aber nicht gesetzt wird, um mit Hilfe von Spinners Thesen den Kulturjournalismus als ‚Kulturwissenschaft der Jetztzeit‘ zu bestimmen. Diese spezifische Form der Kulturwissenschaft muss – unter anderem – mit literarischen Mitteln arbeiten, um das Flüchtige ‚immer jetzt‘ und ‚immer *für* jetzt‘ beschreiben und kontextualisieren zu können. Ob in den Reportagen, in den Flanerien, den Denkbildern, den Glossen und nicht zuletzt in den Kritiken: Adhoc-Kontextualisierung inmitten von Gemengelagen mit Hilfe literarischer Mittel, um mit ihnen die kulturellen Netzwerke blitzartig zu bestimmen – das ist die Aufgabe der Kulturwissenschaft der Jetztzeit, wie sie sich an den Schnittstellen von Journalismus, Literatur und Wissenschaft herausgebildet hat. Für die Literaturwissenschaft ist ein in diesem Sinn verstandener Kulturjournalismus *zum einen* von Interesse, weil er ihr Gegenstände liefert, die (auch) literarisch operieren und damit die spezifische Erkenntnisqualität des Literarischen herausstellen. *Zum anderen* ist er für die Literaturwissenschaft interessant, weil er sie methodisch ergänzt. Denn nicht nur betreibt er eine an der Jetztzeit orientierte Adhoc-Kontextualisierung. Er hält auch der Literaturwissenschaft bewusst, dass ihre Gegenstände aus einer Jetztzeit-orientierten Gemengelage heraus entstehen, die in die Interpretation einbezogen werden muss.

VIII. Mit einer solchen Ausrichtung wäre auch der Stellenwert der literaturkritischen Exerzitien im literaturwissenschaftlichen Curriculum definiert. Er wäre nicht

foes ‚Fraktionen‘ und die Entstehung der bürgerlichen Öffentlichkeit. In: Blöbaum, Neuhaus (wie Anm. 38), S. 111–136; Niels Werber: Factual Fiction. Zur Differenzierungsgeschichte von Literatur und Journalismus aus systemtheoretischer Perspektive. In: Bleicher, Pörksen (wie Anm. 38), S. 126–159.

42 Pörksen (wie Anm. 38), S. 26. Vgl. im selben Band Elisabeth Klaus: Jenseits der Grenzen. Die problematische Unterscheidung zwischen Fakt und Fiktion, S. 100–125; Dirk Frank: Zum Verhältnis von Literatur und Journalismus in der jüngeren Popliteratur, S. 267–303; Margreth Lünenborg: Regime der Wahrheit. Docu-Soaps als New Journalism im Fernsehen?, S. 395–415.

43 Helmut F. Spinner: Wissensorientierter Journalismus. Der Journalist als Agent der Gelegenheitsvernunft. In: L. Erbring, St. Ruß-Mohl u. a. (Hrsg.): Medien ohne Moral. Variationen über Journalismus und Ethik, Berlin 1988, S. 238–267. Den einzigen groß angelegten Versuch, Sozialwissenschaft und Journalismus zu verknüpfen unternimmt Hannes Haas: Empirischer Journalismus, Wien 1999.

weiter abhängig von Vermittlungsquoten bei Studienabgängern in Richtung Feuilletonredaktion. Und er wäre auch nicht abhängig davon, ob auf dem Lernweg Vorgaben wie klare Argumentationsführung, Stichhaltigkeit, Transparenz und Redlichkeit erfüllt werden.

Wird Literaturkritik kulturjournalistisch (und Kulturjournalismus als Kulturwissenschaft der Jetztzeit) verstanden, so lässt sie sich in literaturwissenschaftlichen Studiengängen als eine Art Trainingscamp installieren, in dem das Lesen und Schreiben in Gemengelagen eingeübt werden kann. Ziel ist dann nicht, die ideale Kritik zu entwerfen. Es geht vielmehr darum, Kritiken unter verschiedenen Bedingungen mit verschiedenen Wertungsansprüchen zu schreiben. Erst das Lob, dann der Verriss und umgekehrt. Die polemische Kritik, die zuspitzende Kritik, die symptomatisierende Kritik, die sauber argumentierende Kritik, die wirklich richtig ungerechte Kritik. Die werkimmanente Kritik, dann die Kritik, die, wie Stefan Neuhaus beklagt hat, „gar nicht auf den Text eingeht“. Hinzu kommt die Kritik für die Debatte: Überblickt werden muss dann, was andere Kritiker bereits in anderen Zeitungen und Zeitschriften geschrieben haben, um eine Rezension zu entwerfen, die eine distinkte Position bezieht. All diese Kritiken können für verschiedene Formate umformuliert werden: für die *Frankfurter Allgemeine* und die *Süddeutsche Zeitung*, für die *Spex*, für die *Brigitte*, für das *Stadtmagazin*, für den *Deutschlandfunk*, für *Aspekte*, für die *Kulturzeit* bei 3SAT. Und all das lässt sich wiederum unter jeweils anders definierten Zeitvorgaben trainieren (zehn Minuten, eine Stunde, einen Tag, eine Woche) und auf verschiedene Längen ausweiten und herunterkürzen (dreißig, siebzig, hundertzweiundzwanzig Zeilen⁴⁴ – oder als SMS in 160 Zeichen⁴⁵).

Die Pointe bei solchen Schreibexperimenten ist: Die Frage nach der ‚richtigen‘ Rezension fällt nicht unter den Tisch. Stattdessen wird das Bewusstsein von ihr auf dem Weg durch die Gemengelagen hindurch entwickelt – ganz so wie sich Vorstellungen vom ‚richtigen‘ Rezensieren tatsächlich durch historische Gemengelagen hindurch entwickelt haben, wie sie in Prinzipienkatalogen von Zeit zu Zeit herausgestellt und in feuilletonistischen und literaturwissenschaftlichen Debatten diskutiert werden.

Wenn Literaturkritik kulturjournalistisch verstanden wird (und Kulturjournalismus als Kulturwissenschaft der Jetztzeit), dann lohnt es sich freilich nicht, bei der Literaturkritik stehen zu bleiben. Denn sie ist ja nur ein Sonderfall der kulturjournalistischen Beschäftigung mit Literatur und sie ist nur ein Sonderfall der kulturjournalistischen, also auch literarisch orientierten Schreibweise. Hinzu kommen die Anekdote, das Denkbild, die Skizze, der Kommentar, die Glosse, der Essay, Interview und Gespräch, das Portrait und die Reportage – letztlich das ganze Repertoire, das jene beherrschen sollten, die die Journalistenschulen absolvieren. Keine Frage, im

44 Nach Gernot Stegert die Durchschnittszeilenzahl für Rezensionen im Feuilleton; vgl. Stegert (wie Anm. 34), S. 176.

45 „Handys raus, Klassenarbeit“, hieß es am 15. September in einer ganzseitigen Anzeige der *Süddeutschen Zeitung* in der *Süddeutschen Zeitung*. „Liebe Schüler, mit nur einer lumpigen SMS können sie die gesamte Süddeutsche Zeitung Bibliothek oder ein Nika 6820 gewinnen: Einfach eine Inhaltsangabe zu einem der 50 Romane an 82133 schicken. Beginnen Sie Ihre max. 160 Zeichen mit ‚SZ‘ plus Leerzeichen und der Nummer des Romans plus Leerzeichen (z. B. SZ 12). Die 20 treffendsten und originellsten SMS gewinnen. Einsendeschluss ist der 21.09.04.“

literaturwissenschaftlichen Studium kann all das nur ergänzend eingefügt werden, als ergänzender Umgang mit den Gegenständen, als Trainingscamp eben, in dem es um die Einübung in Gemengelagen geht, um multiperspektives Lesen und Schreiben, um schnelles Einschätzen und Vernetzen, kurz: um eine Kulturwissenschaft der Jetztzeit. Dass mit all dem auch Schreibübungen etabliert werden, die das wissenschaftliche Schreiben nicht nur ergänzen, sondern es überhaupt erst vorbereiten und en passant mittrainieren, das ist ein guter Nebeneffekt dieses anderen Umgangs mit der Literaturkritik, der tatsächlich das einholen würde, was allenthalben gefordert wird: die Etablierung einer wirklich „angewandten Literaturwissenschaft“.

Anschrift des Verfassers: JProf. Dr. Stephan Porombka, Universität Hildesheim, FB II, Marienburger Platz 22, D-31141 Hildesheim